

Verlag Bibliothek der Provinz

Ursula Riederer

MOSWITZER

eine Kunstgeschichte

herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-471-1

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Oswald Oberhuber

Ursula Riederer

MOSWITZER

eine Kunstgeschichte

Inhalt

7	und
9	ziemlich
13	zumindest
15	vielleicht
17	oder so
20	natürlich
24	oder doch
27	nein
30	aber
33	jedoch
37	obwohl
40	eigentlich
42	außerdem
45	dann
48	nur
51	endlich
57	ja
60	ja so
65	so irgendwie
71	auch
77	vermutlich
80	auf alle fälle
87	dagegen
89	wieder
91	allein
93	indessen
96	gleichwohl
98	und überhaupt
100	ja doch
103	nein
108	schlussendlich
113	wahrscheinlich
115	jetzt
120	allerdings
122	dahin
124	immerhin
127	dennoch
129	aus
132	unmöglich
136	möglich
140	zum beispiel
145	warum nicht

und

– Ich weiß nichts und möchte noch weniger wissen – hatte der Clown, ihr Liebhaber, gesagt – ich bin nichts und möchte noch weniger sein.

Sie liebte die falschen Männer. Sie hatte den Ehemann, den sie drangsalierte, sie träumte vom Clown, den sie heroisierte, und sie fühlte sich von beiden gequält.

Am Anfang ihrer Affäre hatte sich der Liebhaber noch oft entschuldigt, behauptet, böse zu sein, Angst zu haben, sie zu verletzen.

Er hatte erzählt, dass er, wenn er gar nicht mehr herausgefunden habe aus seinen Räuschen, sich freiwillig zu Entziehungskuren ins Krankenhaus einliefern habe lassen. Einmal sei er vormittags aus dem Bus gekollert, auf der Straße gelegen. Vor lauter Magensäure habe er Halsverätzungen bekommen, die Zähne seien ihm ausgefallen.

Das hatte Bilder in ihr entstehen lassen, der Clown als Kugel auf der Straße rollend, der Clown mit flammenden Rauchschwaden aus dem Hals, ein zahnloser, kleiner Drache. Abenteuerlich, spannend, ganz und gar ungewöhnlich war ihr das gewesen.

Immer verlor sie sich, träumte und trödelte.

Hätte sie Erfolg mit ihrer Arbeit, wäre alles besser. Sie war Kunsthistorikerin ohne feste Anstellung. Und sie hatte keine Lust mehr, Projekte aufzureißen, bei aufgebläsenem Wichtigtuern für irgendwelche Aufträge zu schleimen. Und was sollte sie sonst?

Am liebsten saß sie vor dem Computer und recherchierte; da war sie unbehelligt, das wirkte wie Arbeit. Wissen, so viel sie wissen wollte, wabbelte im Netz. Wissensverknüpfungen, Verstreubungen, Verbindungen, Verstrahlungen, Ausstrahlungen, Metastasen.

Meta, zum Beispiel – anspruchsvolle Vorsilbe: Metastase, Metaebene, Metasprache, Metamorphose, Metapher, meta-

phorisch, metaphysisch ... schöne Wörter, scheiß Bedeutung –

Und sie dachte still und dumm immerzu für sich herum.

Zur Entspannung setzte sie sich vor den Fernseher. Natürlich wusste sie, dass es blöd war, aber am liebsten schaute sie Serien, Hollywoodschnulzen, Realityshows – ›Shopping Queen‹.

Da rauschte die Welt an ihr vorbei, seltsamer Wirbel, und sie, sicher ins Sofa gedrückt. Das ging sie ja alles nichts an – unbehelligte Teilnahme, unbedarftes Denken.

Hemmungslose Oberfläche. Verlogen vielleicht, aber offensichtlich.

ziemlich

Ziemlich schlimm, ihre Tage, und manche wurden noch schlimmer. Watte im Hirn, Mattscheibe im Aug, Kribbeln im Gedärm, unerträgliche Vorahnung.

Bewusstlos.

Warum war sie ins Shopping Center gefahren? Was wollte sie? Sollte sie? Was erwartete sie sich?

Egal.

Menschen – eklektizistisches Getu – undefiniert – parfümiert – aussichtsloser Unverstand – wozu.

Terror.

Hereingekommen war sie beim G-Punkt, durch den G-Punkt, das durfte sie nicht vergessen. Dort war auch der Übersichtsplan über alle Parkplätze, Eingangspunkte, Shops – dreihundert Shops auf drei Verkaufsebenen: Autos, Tiere, Trachten, Elektronik, Juwelen, Geschenke, Sport, Wohnen, Kochen, Erotik, Gastronomie, Dienstleistungen ...

Schlagergedudel und Kunststoffluft wirkten hirntötend, aber es war Wochentag vormittags, da gab es wenigstens weniger Gedränge.

Unmenschliche Gänge – Passagen mit blankpoliertem Marmor und schieß Auslagen, wie am Flughafen. Pastellfarbener Kunstblumenschmuck (Frühling), glatte Holzsitzblöcke.

Ein Mann, gekrümmt, kauern vor ›Sex in the City‹, einem Shop mit Reizwäsche und Sexspielzeug in den Auslagen, hatte sich aufgerappelt, war davongetaumelt, als eine junge Frau ihm helfen hatte wollen, fahl und kollabiert, wie er gewirkt hatte.

Unerbittliches Jo-jo-jo, La-la-la aus den Lautsprechern.

Sie hatte wegschauen müssen, instinktiv wegschauen von dem Überangebot an Waren: Brautkleider, Kochtöpfe, Plüschtiere, Erstkommunionsanzüge, Fotoapparate, Schwimmbecken, Schraubenzieher, Tennisschläger ...

Sie war in den Toilettenbereich geraten, hatte Ruhe gebraucht, ihr Handy hatte geläutet – die Freundin wollte sich für den Abend verabreden. Hier war es besser, Frische-
duft, wuchtige Ledersofas, Glaswände, Designerleuchten,
aber unverminderte Beschallung.

Auf einem Sofa ein Zwei-Zentner-Koloss, seinen Rausch ausschlafend. Auf einem anderen zwei mollige Mittvierzi-
gerinnen, parfümiertes Wasser aus Plastikflaschen trin-
kend, Einkäufe besprechend:

– Ich bin ja so glücklich, dass ich die richtige Tasche gefunden habe.

Eine Jungfamilie – Mama, Papa, Maxi-Cosi mit Baby – Freizeit machend.

Und die Toiletten hygienisch, perfekt ausgestattet: WC-Sitzreiniger, Sideboard, Tampons, Papierhandtücher, Duftblumen ...

Vielleicht war es im Bookstore besser: Postkarten – 1,50 das Stück, Geschenkbücher, Billets, Humor ... auch nicht schlechter als in der Stadt. Erschöpft hatte sie sich niederge-
lassen – Lederfauteuils gab es hier überall.

Da kam sie etwas zu sich: ›Heute ist mein bester Tag‹ leuchtete ihr blau auf gelb entgegen. Daneben: ›Lebens-
träume verwirklichen‹, ›Glück für Dummies‹, ›Wie man in 3 Sekunden glücklich wird‹, ›Glück ist kein Zufall‹, ›Glücks-
geheimnisse‹, ›Search Inside Yourself‹ ... sie saß beim Stand für Spiritualität: ›Das Shaolin Prinzip‹, ›Die Verbindung mit dem Urgrund des Seins‹, ›Seelenverträge Band 4 + 5‹, ›Das Zigeunerrad‹, ›Meine letzte Stunde‹, ›Was wirklich Wichtig ist‹, ›Quantenheilung‹, ›Selbsthypnose‹, ›Die drei Minuten Bibel‹, ›Bibel to go‹, ›Jesus Christus‹, ›Das Jüngste Gericht‹, ›Der Islam‹, ›Allah Unser‹, ›Päpste pupsen nicht‹, ›Papst Franziskus – Anekdoten, Aperçus und Amüsantes‹.

Hier war die Musik leiser.

Sie hatte endgültig Migräne bekommen. Der Schädel eingeklemmt in eine Beißzange. Die Kassafrau beäugte sie misstrauisch. Sie musste weg.

Normalerweise half es, und sie hatte es vorgehabt: Hinsetzen und Kaffee trinken. Aber es ging nicht.

Hier konnte sie nicht: ›Genusswelt Schnabelhof‹, ›Cafe Inside‹, ›Ristorante Italiano‹, ›Cafe Konditorei Großglockner‹, ›Harry's Raucherlounge‹, ›le Bistro Creperie‹ ... und überall, zwischendurch ›Coffee to go‹, und viel zu viele Stände mit ekelfarbigem Speiseeisklumpen in den Vitrinen oder mayonnaisegetränkten Brötchen.

Sie konnte sich nicht entscheiden, stand an der sogenannten großen Piazza, deren Höhe sich über die gesamten drei Etagen erstreckte, stand neben den Rolltreppen, gegenüber eines überdimensionalen Plakats, das ein überdimensionales Auto auf einer Rennbahn zeigte, DTM stand daneben, Start, Ziel, Sieg. Vermutlich wurde ein Autorennen dargestellt. Dieses Bild in Asphaltgrau und Blechrot erzeugte in ihr eine lähmende Bleidampfimagination.

Unter den Rolltreppen gab es ein Becken mit Japanischen Zierkarpfen. Ihr war speiübel. Ein Kaffee würde helfen können, wenn sie ihn denn hinunterbrächte, nur das ging eben nicht, alles viel zu abstoßend. Aber ausruhen wollte sie, musste sie, am Beckenrand.

Die Musikberieselung war hier besonders aufdringlich, das Wasser sprudelte aus Blechröhren. Seitlich sah sie in einen Gang mit Reisebüros, Bankfilialen, Friseurläden. Plötzlich war da im Wasser, neben ihr, ein ganzes Rudel feister Fische, glotzend, unsägliche Saugnapfmäuler ausstülpend und zusammenziehend, golden, orange, weiß-rot, silberglitzernd, kupferfarben, gefleckt. Teure Rassetiere vermutlich.

Unangenehm eingeschränkt, beschränkt, bedrängt, bedrängend, beengt.

Unerträglich.

Warum kamen die gerade zu ihr? Vielleicht sprangen die auch noch aus dem Wasser.

Ekelig.

Sie floh. Fand den G-Punkt. Fand – zwischen all den Betonschleusen, Parkplätzen, Zufahrtswegen, Gitter-

zäunen, Durchfahrtsstraßen, Autobahnzubringern – fand die Bushaltestelle. Der Bus war gerade abgefahren, der nächste kam in zwanzig Minuten. Zum Warten gab es eine Bank und einen Mistkübel. Es war heiß und smogig. Ihr war noch übler als zuvor.

Und im Bus, im Bus wurde es erst richtig schlimm, durchgerüttelt, luftvergiftet. Sie versuchte sich wegzudrehen, abzuwenden von den Hässlichkeiten der Welt, die ihr schon bei der Herfahrt zugesetzt hatten. Sie wollte die Schrotthalden nicht sehen, Ersatzteillager, Spenglereien, Autolackierwerkstätten, Maschinenparks, Silos, Tankstellen, Burger Kings, Drive Inns, Pizzastandln.

Einfallsstraße im Speckgürtel der Stadt.

Immer das Gleiche: Wettcafés, Billardhallen, grell bemalte Puffs, Müllcontainer, Autocenter, Autocenter über Autocenter, Straßenknoten, Unterführungen, eine Bahnstation, ein Cineplex, das alte Brauhaus, gelb gefärbelt, fast gemütlich, dann Fertigteilhäuser, Dachdecker, Obi Markt, Raiffeisenbank, H&M, Ikea, Drogeriemärkte, Werbetafeln, Werbetafeln für Einkaufscenter, Tankstellen, Pizzastuben, Autowerkstätten ...

Keine Ruhe, auch nicht, wenn sie die Augen schloss. Hinter ihr saß eine penetrant telefonierende, fette Schwangere mit schlafendem Kleinkind im Kinderwagen. Die trompetete in ihr Gerät, warum sie ihren Exmann endlich ausquartiert habe, dass ihre vierzig Quadratmeter wirklich zu klein seien, dass das zweite Baby dort schlafen werde, wo früher der Computer, dass die Wohnung des neuen Freundes leider völlig unannehmbar, versaut und verstunken von den Katzen, dass die Schwägerin unerträglich, die Sozialarbeiterin beim Ultraschall letztens, und das nächste Mal, sie habe schließlich schon ein Kind, sie habe Verantwortung, und überhaupt ...

Ziemlich doof ...

Aber ...

zumindest

Zumindest war wenigstens der Abend tröstlich: Die Freundin und sie bei einer Lesung und anschließendem Weißweintrinken, kritisieren, sinnieren, herausschütten, bis in die Nacht.

Es waren Träume vorgelesen worden. Manche im Publikum hatten gesagt, dass das nichts bringe, subjektiv, beliebig.

Das war ihr Thema, die große Beliebigkeit, die Verzweiflung daran, das Umherirren, die Unbestimmtheit der Ziele, Gefühle, Wörter ... Kein Sinn, keine Bedeutung, alles nur Vorspiegelung ... dann wenigstens gleich träumen ... zum Trost.

Sie redete und redete, die Freundin verstand, wie schon während der Studienzeit am kunsthistorischen Institut, wenn sie zu ihr in die Bibliothek geflüchtet war, wo die Freundin noch heute als Bibliothekarin arbeitete.

Längst hatten sie beide Männer, bürgerliche Wohnungen, Kinder. Waren älter, nicht klüger, nicht glücklicher.

Desillusioniert oder endgültig den falschen Illusionen verfallen.

Am besten ging es ihr morgens, kurz nach dem Aufwachen, wenn sie noch ihren Träumen hinterher hing. Traumwelten, ureigene.

Die Freundin war konkreter, wusste, was sie wollte und was nicht, plante ihr Leben, hatte ein Sparkonto, ein Auto, kaum Zeit für Träume und Affären, und bisweilen schon Angst vorm Sterben.

Gegenseitig trieben sie sich in hemmungslose Sprechstrudel, kamen von der Weltenlage und der Kunst im Allgemeinen zu den Männern im Besonderen, waren längst die letzten im Gasthaus, erzählten ihr Innerstes, weil sie zu müde waren, um nach Hause zu gehen, weil sie es loswerden mussten, immer wieder.

Das Gespräch mit einer Freundin ersetzt den Psychiater. Eine Liebesaffäre ist erst dann schön, wenn man davon erzählen kann, dachte sie.

Die Freundin hatte die Geschichte von der Zahnbürste längst in allen Variationen gehört: Wie der Clown nach jener denkwürdigen Nachmittagsvorstellung, als er noch verlorener gewesen war als sonst, verstörter, bedrückter, wie er sie da ohne vorheriges Erklären zum Drogeriemarkt geschleppt hatte, weil er ihr eine Zahnbürste hatte kaufen müssen, ein Geschenk, damit sie über Nacht bei ihm bleibe, weil mit einer Zahnbürste, mit Zähneputzen vor dem Schlafengehen wäre ja alles ordentlich und rechtens.

Und dass sie selbstverständlich geblieben war, trotz eines Ehemannes zuhause, trotz der hanebüchenen Lügen, die sie hatte erfinden müssen – großes Fest im Zirkus und so weiter. Dieses Beispiel von Kindlichkeit, von der unbeeinträchtigten Weltvergessenheit des Clowns rührte sie immer wieder aufs Neue.

Aber Verliebtheit verginge, alles ein Spiel der Hormone und bei ihr sowieso nicht real. Die Freundin meinte es gut. Sie solle nicht leichtfertig ihre Ehe aufs Spiel setzen. Und wolle sie sich befreien, von was auch immer, brauche sie keinen Retter, schon gar keinen Clown, sondern sich selbst.

Am nächsten Tag brachte ihr die Freundin ein Buch, ein leeres Buch mit leuchtend rotem Einband und großen goldenen Lettern: ›MY BOOK‹.

Sie solle Tagebuch führen, reflektieren, dann würde sie von selbst darauf kommen, was sie wolle, was ihr gut tue. Dann bekäme sie vielleicht ihre Träume in den Griff.

vielleicht

Vielleicht – sollte sie wirklich schreiben, einfach aufschreiben. Schreiben wäre schön. Aber Tagebuchschreiben zur Selbstfindung fand sie sinnlos, ihre Uneindeutigkeiten würde sie nicht bewältigen, es entstünde bloß eine Litanei der Widersprüche. Ihr Selbst, oder wie immer das genannt wurde, wovon die Leute so selbstverständlich sprachen, war nicht zu finden. Wo denn? Wozu? Sie war eine andere, wenn die Sonne schien oder wenn sie Schnupfen hatte, wenn sie mit ihrem Sohn zusammen war, wenn sie arbeitete oder ein Buch las. Ihre Wünsche und Bedürfnisse wandelten sich.

Vielleicht – sollte sie ihre Träume aufschreiben, damit sie nicht verloren gingen. Wahllös, die sinnlosesten Träume.

Nur – wie sie dann vor Deutung schützen?

Und sonst – war doch längst alles schon gesagt, über Sinnlosigkeit, Zufälligkeit, Liebe, Kunst und Tod, über die Dinge, die sie rührten.

Den Ekel von Antoine Roquentin in Sartres Roman zum Beispiel, den konnte sie wahrhaftig nachempfinden. Nur, eine solche Geschichte war längst unmöglich geworden. Das Gefühl des Ekels in dieser Welt wurde immer berechtigter, schlimmer, allumfassender, fand sie, fand sie ganz stark, aber es gab keine Lösungen mehr. Roquentin kam zu einer Erkenntnis, änderte seine Situation, fand Rechtfertigung in der Kunst, aber das war längst zu simpel geworden, sinnvolle Entwicklungen waren unglaublich geworden. Es blieb die Relativität.

Und was immer sie schreiben würde, ihr Stil war zu schlecht. Es wurde ihr vorgeworfen, sie schreibe zu unbestimmt, sie verwende nebulöse, relativierende Wörter: außerdem, eigentlich, im Grunde, natürlich, ganz und gar, scheinbar, irgendwie ... aber irgendwie entsprachen ihr gerade diese nichtssagenden Wörter, zeigten sie die Beliebigkeit, die Schwammigkeit, die sie empfand.

Und außerdem – war ihr der Stilbegriff sowieso suspekt. Das war zwar kontraproduktiv für sie als Kunsthistorikerin, aber das hatte sie von Oswald Oberhuber, ihrem Lehrer, ihrem Meister: Stil schränkt ein.

Aber vielleicht gab es Kunst sowieso bloß noch in der Kunstgeschichte oder als Metasprache oder Metaebene oder nur mehr im Kontext oder sonst irgendwie.

Kunst wandelt sich, wie alles. Kunst ist, was als Kunst funktioniert, oder so ähnlich, hatte sie einmal irgendwo gelesen. Wie funktioniert Kunst? Wo? Wozu? Für wen? Und der Missbrauch? Oder ist es moralisierend über Kunstmissbrauch zu lamentieren?

Und die Bedeutung der Zeit für die Kunst? Vergänglichkeit. Dauer. Zeitlosigkeit. Absenz von Zeit.

Und das Gegenteil – soziale Kunst, oder was?

oder so

Zum Beispiel Weltbetrachten. Das Schöne im Alltag erkennen, oder schlicht und einfach das sehen, was ist. Ihr Mann, der Philosoph, zum Beispiel, liebte die Welt, war Epikureer. Er hatte ein Graffiti gesehen, gesprüht auf eine Feuermauer an einem Parkplatz bei einem Discounter im Nirgendwo – ›om mani padme hum‹. Er hatte davon erzählt, sich darüber gefreut. Und weil sie nichts Besseres wusste und weil sie neugierig war und weil er es so schön gefunden hatte, machte sie sich auf, dieses Mantra zu suchen.

›Om mani padme hum‹ – ›Heiliges Kleinod in der Lotosblüte‹.

Es war ein grauer Tag im Mai, die Straßenbahn in den Randbezirk hinaus voller ekeliger Pensionisten. Ein hässlicher Alter neben ihr war aufgestanden, hatte anderswo Platz genommen. Vielleicht beruhte die Abneigung auf Gegenseitigkeit.

Die Straße, die Häuser – immer schäbiger. Die Menschen – fast nur noch Ausländer. Irgendwelche Kunstfuzzis hatten von diesem Viertel in Interviews für die Stadtzeitung behauptet, es sei so multikulturell-interessant-aufstrebend – Stadtteilinitiativen gestartet – Nischenkultur mit kleinen Subventionen – Alibigaben, Irrleitung, Vertröstung.

Plakatwandwerbung für Ketchup, Limonade, Kredit, ein Tattooladen, ein von Arbeitern umdrängter Kebab Stand. Aufziehender Nebel oder vielleicht eher Smog. Diesel, Staub, Abgasluft. Wenigstens schien keine Sonne, bei Hitze wäre es noch unerträglicher.

Sie war rechtzeitig ausgestiegen. Ihr Mann hatte gesagt, beim Lidl, beim Supermarktparkplatz. Und da war es tatsächlich, gegenüber einer Autolackiererei, vor einer Reihe heruntergekommenen Häuserblocks, da war die lange, orangegestrichene Feuermauer, darauf, monumental

und doch elegant: silberne Buchstaben mit hellblauem Schatten – ›om mani padme hum‹, hineingezaubert in die Tristesse.

Da war sie also her gepilgert, zum heiligen Kleinod, sichtbar und dennoch unsichtbar – ›om mani padme hum‹ – ›om mani padme hum‹ – ›om mani padme hum‹.

Mantras halfen auch nicht weiter.

Frühlingsvogelgezwitscher über Baugruben, Autolärm, Sirenengeheul, ein Sonnenstudio, ein Wettbüro und Banken, kein Mangel an Banken. Sie ging weiter in die Bäckerei mit angeschlossenem Café, das hatte sich nicht einmal so sehr verändert, das kannte sie, schon von Jugend an.

In diesem Viertel war sie groß geworden.

Das Café hatte es immer schon gegeben, immer noch dasselbe Interieur, nur das Angebot war inzwischen anders – Donuts, Pizza, Wraps.

Viel besser war das Viertel früher vielleicht auch nicht gewesen, aber sie hatte sich verändert. Im Café hier saßen immer noch die Etablierten, die ÖVPLer, und am Würstlstand gegenüber beim Konsum, dann Coop, jetzt Merkur, waren die Sozis, so war es immer schon gewesen. Hier saßen die aufgetakelten Hausfrauen und aßen Mehlspeisen. Das gab es noch. Das war das Refugium ihrer Mutter gewesen.

Sie floh zurück in ihr nobles Wohnviertel, wollte unterwegs noch im Zentrum aussteigen und Unterwäsche kaufen, Unterwäsche im Geschäft einer italienischen Billigkette.

In der Straßenbahn saß sie neben einem pinkbehosten, afrikanischen Girl. Das fand sie nett, multikulti, großstädtisch, das hätte es früher nicht gegeben. Aber das Mädchen, mit seiner abgefuckten Plastiktasche, war nicht nett – verdrossen, trotz Mickey-Mouse-Shirt und Krauskopf. Da schienen selbst die Kopftuchfrauen froher.

Das war ihre Exkursion ins Out gewesen. Jetzt bekam sie unerklärlicher Weise sexuelle Gefühle, sie wollte sich

einen Shaping Body kaufen, einen schönen Tag gönnen, Trost. Je näher stadteinwärts, desto gelöster die Menschen.

Im Wäschegeschäft kam ihr wieder das gewohnte Unglück, weil sie zunehmend, zusehends zu fett, zu unattraktiv wurde für reizvolle Dessous. Sie kaufte sich ohne Überzeugung ein schwarzes Ding, in das sie sich hineinzwängen musste, wo ihr die schwabbelnden Hautfalten oben und unten hervorquollen, dazwischen der Bauch, zusammengepresst.

Die Leute in der Stadt, hübsch, gut gekleidet, selbstbewusst. Ausländer verkauften Zeitungen, bettelten, wurden übersehen.

›Wir schauen, was wir wollen, wann wir wollen‹ – waren überdimensionale Plakate für einen Fernsehsender.

Am Weg zurück, durch den Park, sah sie die Kastanienblüten, die halfen, die machten so altmodisch melancholisch. Die auffallenden Blüten, die abfallenden Früchte der Kastanienbäume waren ihr immer schon Zeichen der vergehenden Zeit gewesen, der beständig vergehenden Zeit – ›Om mani padme hum‹

Sie setzte sich auf eine Parkbank, und weil sie so verdammt bürgerlich war und gerade von einem Ort ihrer Vergangenheit gekommen war, gelang es ihr nicht, die schwelgenden Erinnerungen an Goethe abzuwehren:

›Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh' man es denkt gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.‹

Scheiß Goethe. Kunst, Natur, Erbauung, Erhabenheit, das Schöne und Gute, der Weltenschmerz. Das war nie zeitgemäß gewesen, immer nur gefälliger Ausschnitt, Flucht, Imagination.

Die Erziehung im Nonnenkloster war nicht aus ihr rauszukriegen.

URSULA RIEDERER, geboren 1956 in Graz.
Journalistin, Lehrerin, Kunsthistorikerin, Kuratorin, Autorin.

Im *Verlag* Bibliothek der Provinz erschienen:

KAKOMIRIS, *eine Sommergeschichte*

ISBN 978-3-99028-108-6, 19 x 12 cm, 144 Seiten

SISYPHOS, *eine Lebrergeschichte*

ISBN 978-3-99028-348-6, 19 x 12 cm, 236 Seiten

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien